

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 118.

Posen, den 24. Mai 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechnigte Uebersetzung von Otto Albrecht
van Beeber.)

24. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In der Nähe der Campana sahen die Toreros eine wilderregte Menschenmenge mit drohend geschwungenen Stöcken. Polizisten rückten, den Säbel in der Faust, gegen sie vor.

„Ah! Endlich! . . . Die Revolution!“ Schon erhob sich der Nacional, um aus dem Wagen zu springen.

„Nach dich nicht lächerlich, Sebastian!“ Halb belustigt, halb ärgerlich, zog ihn der Espada gewaltsam auf seinen Sitz zurück. „Sicherlich ein ganz gewöhnlicher Krakehl . . .“

Er behielt recht. Das edle Volk von Sevilla, empört, am Schalter der Campana keine Billetts mehr für die Corrida bekommen zu können, wollte das Gebäude stürmen und in Brand stecken.

Rauschender Applaus begrüßte Gallardos Erscheinen in der Arena. Noch nie war ihm das Publikum so zugetan gewesen, und sogar seine Feinde wurden von dieser Woge der Sympathie mitgerissen. Armer Junge! Hatte soviel aushalten müssen! . . .

Nach der Widmung vor der Präsidentenloge entfaltete er die Muleta, blieb aber in einiger Entfernung vom Toro stehen, anstatt ihm, wie sonst, das rote Tuch vor das Maul zu halten. Das Schweigen der Plaza verriet deutlich ihre Betroffenheit, doch keine Bemerkung fiel. Wieder und wieder stampfte der Espada auf den Boden, um den Stier zu reizen, der schließlich ziemlich träge angriff, aber kaum das rote Tuch streifte, da der Torero mit offensichtlicher Uebereilung beiseite sprang.

Verwundert sah man sich im Publikum um. Was hatte das zu bedeuten? . . .

Neben Gallardo stand der Nacional, ein paar Schritte weiter noch ein zweiter Mann aus seiner Cuadrilla. Doch vergeblich wartete man auf seinen Ruf: „Alles zurück!“

Erregte Diskussionen entspannen sich auf den Tribünen, so daß die Freunde des Matadors es für angebracht hielten, zugunsten ihres Idols beizuspringen.

„Sehen Sie denn nicht, daß er noch immer mit dem Bein behindert ist? Eigentlich dürfte er überhaupt nicht kämpfen.“

Die Mäntel der beiden Banderilleros sicherten Gallardo bei jedem Gang. Ganz verwirrt stürmte der Toro zwischen den zwei Capas umher, und kaum nahm er die Muleta des Matadors an, so lenkte ihn auch schon der Mantel des einen oder andern ab.

Als wollte er möglichst schnell aus dieser peinlichen Situation heraus, stürzte sich Gallardo jetzt mit hochgehobenem Degen auf den Stier.

Ein mißmutiges Gemurmel wurde laut; nur zu einem Drittel eingedrungen, pendelte die Klinge haltlos hin und her.

„Ein guter Stich,“ riefen seine Anhänger, lebhaft klatschend. Doch die Kenner lächelten mitteilidig. Dieser Junge stand im Begriff, das Einzige zu verlieren, was ihn vor den anderen auszeichnete: seine Beweglichkeit. Hatten sie nicht gesehen, wie er beim Zustoßen instinktiv den Arm zurückzog? Das Gesicht abwandte aus dem Gefühl heraus, sich vor der Gefahr verstecken zu wollen? . . .

Der Degen fiel zu Boden. Einen anderen in der Hand, ging der Matador, von seinen Banderilleros begleitet, wieder auf den Stier los.

Ein zweiter Stich derselben Art. Diesesmal blieb die Hälfte der Klinge draußen.

„Er wagt sich tatsächlich nicht näher aus Angst vor den Hörnern!“ entrüstete man sich auf den Tribünen.

Umsonst kreuzte Gallardo die Arme, um dem Publikum zu verstehen zu geben, daß der zweite Stich genügt und der Stier jeden Augenblick zusammenbrechen müßte. Der Toro blieb, den Kopf hin und her schüttelnd, auf den Beinen.

Jetzt griff der Nacional ein. Das Tier fortgesetzt mit seiner Capa reizend, brachte er es in wilden Lauf, wobei er jede Gelegenheit benutzte, mit dem schweren Mantel auf den Nacken zu schlagen.

Empört protestierten die Zuschauer gegen dieses Verfahren, den Degen tiefer hineinzubohren, schimpften den Banderillo einen niederträchtigen Schuft und belegten nach südlischer Art ihn und seine Mutter mit häßlichen Worten. Knüppel wurden geschwungen, Flaschen und Orangen nach dem Nacional geschleudert. Doch der, taub und blind für diesen Hagel von Schmähungen und Wurfgeschossen, trieb den Toro weiter, zufrieden, seinem Maestro helfen zu können.

Plötzlich brach ein Blutstrom aus dem Maul des Stiers. Schwerfällig legte er sich nieder, hielt aber den Kopf hoch, bereit, zu neuem Angriff aufzustehen. Doch schon näherte sich der „Punterillo“, um ihm mit dem Messer den Gnadenstoß zu geben, während der Nacional sich scheinbar unabhängig auf den Degen stützte und ihn bis zum Griff eindrückte.

Außer sich vor Empörung sprang die ganze Sonnenseite von den Sten auf.

„Schurke! . . . Mörder! . . .“ gellte es, als hätte der Toro nicht doch auf die eine oder andere Weise sterben müssen.

Geballte Fäuste drohten dem Banderillero, der schleunigst hinter die Schranken flüchten mußte.

„Ein übler Stier! Mit dem waren keine Lorbeeren zu holen,“ brachten Gallardos Anhänger vor. „Und jedenfalls hat er beide Male den Stich ausgezeichnet angefehzt.“

Der an die Barriere gelehnte Matador hörte diese Erklärungen. Aber in seinem Innern keimten grausame Zweifel auf, ein ihm beinahe fremdes Mißtrauen zu sich selbst.

Die Toros kamen ihm größer vor als sonst, sträubten sich außerdem mit unerhörter Zähigkeit, zu sterben. Vielleicht auch eine Intrige seiner Feinde? . . . Denn ihm schien, daß der Züchter seine schlechtesten Tiere ausgesucht hatte.

Ein anderer Argwohn regte sich in seinen geheimsten Gedanken. Sein Arm dünkte ihm im Moment des Zustoßens kürzer zu sein. Früher traf er schnell wie

ein Blitz auf den Nacken des Stiers — jetzt gähnte zwischen ihm und dem Toro eine schauerliche Leere, die er nicht wußte, wie zu überwinden. Auch seine Beine waren andere. Wie gelöst von dem übrigen Körper lebten sie ganz unabhängig ihr eigenes Leben. Vergeblich befohl ihnen sein Wille, ruhig und fest zu bleiben. Sie gehorchten nicht . . . schienen Augen zu haben, um die Gefahr zu sehen und sprangen mit übertriebener Hurligkeit davon, als spürten sie die Luftwelle, die der heranbrausende Stier verursachte.

Mut und Scham über sein Versagen richteten sich jetzt feindselig gegen das Publikum. Was wollten diese Leute von ihm? . . . Sollte er sich zu ihrem Vergnügen töten lassen? . . . Pah, er brauchte seinen Mut nicht mehr zu beweisen. Sein Körper trug genug Merkmale blinder Tollkühnheit. Der Knochen Schädel des Todes hatte ihm neulich zugegrinst, und er wußte nun — besser als andere —, was das Leben wert ist. „Nach eurer Pfeife tanzen, he?“ murmelte er höhnisch, die überfüllten Tribünen mit finsternem Blick betrachtend.

Nein, in Zukunft würde er kämpfen wie die meisten anderen Toreros: mal gut, mal schlecht. Unter den Espadas stand er an erster Stelle, also kam es für ihn nur noch darauf an, seine Chancen in jeder Corrida möglichst auszunutzen, aber — und das vor allem — sein Leben zu wahren.

Als das Signal für ihn ertönte, seinen zweiten Toro zu töten, flösten ihm diese Gedanken eine gewisse Beruhigung ein, und mit der alten Arroganz rief er seiner Cuadrilla zu: „Alles zurück!“

Doch das Publikum, das seine Worte mit beifälligem Gemurmel aufnahm, sah nicht, was es erwartete. Ebensovienig ließ sich der Nacional beirren, ihm auf den Fersen zu bleiben. Er hatte, an die theatralischen Posen der Matadore gewöhnt, herausgehört, wie wenig ernst der Befehl gemeint war.

Von dem Mantel Sebastians gedeckt, machte der Espada verschiedene Pas, die deutlich seine Besorgnis zeigten. Als er nun einen Augenblick die Muleta senkte, beugte der Toro den Kopf wie zum Angriff, blieb aber dann auf derselben Stelle stehen. Der Matador jedoch ließ sich in übergroßer Vorsicht täuschen und sprang eiligst einige Schritte — schon mehr Sätze — nach rückwärts.

So grotesk war die durch diesen unnötigen Rückzug geschaffene Situation, daß sie das Publikum zum Lachen reizte.

„Ach, ich, er saßt dich!“ schrie eine ironische Stimme.

„Ach, jemine!“ seufzte eine andere mit weiblicher Betonung.

Gallardo wurde zornrot. Das ihm! und in der Arena von Sevilla! . . .

Er spürte ein wildes Verlangen, über den Stier herzufallen, mochte es ausgehen, wie Gott wollte . . . Aber Arm und Beine spotteten rebellisch seines Willens.

Ein großer Teil des Publikums, dem diese Beleidigungen zu weit gingen, kam ihm zu Hilfe.

„Einen Mann, der von einem schweren Krankenlager kommt, behandelt man nicht derart. Das ist der Plaza von Sevilla unwürdig. Anstand, Caballeros!“

Der Matador nutzte diese Welle mitleidiger Sympathie schleunigst aus. Von der Seite gegen den Toro anlaufend, versetzte er ihm einen schrägen, verräterischen Stich, unter dem das Tier wie ein Stück Schlachtvieh zusammenbrach. Einige Zuschauer applaudierten, ohne zu wissen, warum; andere pfliffen, während die große Masse in Schweigen verhartete.

„Hinterlistige Kanallen hat man auf ihn losgelassen!“ eiferte in seiner Loge Don José, obwohl er wußte, daß die Stiere aus der Zucht des Marquis stammten. „Abwarten, bis ihm wieder edle Tiere vor die Klinge kommen!“

Zum ersten Male kostete Gallardo die Bitterkeit einer Niederlage. Kein froher Zuruf, keine Ovationen grüßten ihn. Nicht einmal der gewohnte Schwarm von Cassenjungen und Eckenstehern, die draußen das Ergeb-

nis der Corrida erwarteten, folgte seinem Wagen, in dem die Cuadrilla, trübselig, wie geschlagene Soldaten, saß.

Während der nächsten Tage hielt er es für richtig, sich möglichst viel in den Cafés und Klubs der Calle de las Serpes zu zeigen, um durch seine Gegenwart jede Kritik verstummen zu lassen. Ganze Nachmittage verbrachte er auch in den so lange gemiedenen Lokalen, wo sich die einfachen Aficionadas trafen.

Am wohlsten fühlte er sich in dieser Zeit am Spieltisch unter der goldenen Jugend Sevillas, die ihm, dem vornehmen Torero, sein Versagen nicht anrechnete.

Einmal nahmen ihn einige Klubmitglieder zu einem kleinen Fest in der Eritana mit, das sie zu Ehren ihrer aus Paris eingetroffenen Freundinnen arrangiert hatten. Es lag diesen sehr eleganten Damen, die ihre etwas welke Schönheit künstlerisch außerordentlich zu heben wußten, viel daran, festzustellen, ob der berühmte Torero in Wirklichkeit so hübsch war, wie auf den bunten Postkarten.

Man traf sich in dem großen Saal der Eritana, deren arabischer Stil die Pracht der Alhambra nachzuahmen sucht. Sowohl politische Bankette, als auch intime Orgien fanden in diesem inmitten des Gartens erbauten Saal statt, wo man heute mit feuriger Beredsamkeit auf die Wiedergeburt des Vaterlandes anstieß, um sich morgen zur Begleitung der Gitarren im Tango zu wiegen, während in den linken Ecken Zärtlichkeiten getauscht und Flaschen im Uebermut zer schlagen wurden.

Die drei Damen, die Gallardo wie einen Halbgott empfingen, liebten ihn mit ihren Blicken und machten sich die Ehre streitig, neben ihm zu sitzen. Wie erinnerten sie ihn an die andere, die ferne! Dasselbe goldblonde Haar, dieselbe Eleganz, auch dieser verführerische Duft von parfümiertem Fleisch, der ihn wie eine Wolke umhüllte.

Wie immer bei solch nächtlichen Festen, die man mit der Absicht besucht, in allem über das Maß hinaus zu gehen, wurde lebhaft getrunken, um schnell in eine ausgelassene Stimmung zu kommen.

Als die Zigeuner von ihren melancholischen Volksliedern in andalusische Tänze übergingen, sprang eine der Damen auf den Tisch, um zu zeigen, was sie innerhalb weniger Tage in Sevilla gelernt hatte.

„Haur! . . . Malaja! . . .“ spotteten die ihren Tanz mit rhythmischem Händeklatschen begleitenden Senoritas, bewunderten aber gierigen Auges den eleganten Körper. Und sie, stolz auf ihre neue Kunst, nahm die unverständlichen Zurufe für Lob, bewegte die Hüften und hielt, nach oben blickend, ihre Arme wie die Henkel einer Amphora über den Kopf.

Nach Mitternacht befand sich alles im Rausch. Die Frauen setzten jedes Schamgefühl beiseite und küßten den Espada nach Herzenslust ab. Auch Gallardo war trunken, doch seine Seele, trotz Trunkenheit, voll Trauer. Ah, die andere! . . . Die mit dem echten Blondhaar! Das künstliche Gold dieser Frisuren hier um ihn herum bedeckte ein sprödes, hartes Haar. Die Lippen schmeckten nach parfümiertem Fett, und seine Phantasie glaubte auf der duftenden Haut den Geruch gemeiner Akkust zu wittern. Ah, die andere . . .

Ohne zu wissen, wie, stand Gallardo draußen zwischen Lauben und dichtem Gebüsch. Feierliches Schweigen, das sich von den Sternen herabzulenkten schien, füllte den Garten. Höllenschlünden gleich blitzten die rotleuchtenden Fenster des Salons, hinter denen Schatten wie schwarze Teufel hin und herhuschten.

Eine Frau preßte seinen Arm zärtlich an sich, und er überließ sich — mit seinen Gedanken weit fort, ihrer Führung, ohne sie auch nur anzusehen.

Eine Stunde später kehrte er in den Salon zurück, wo seine Begleiterin, in den Augen ein feindseliges Funkeln, mit ihren Freundinnen eifrig zu tuscheln begann. Geringschätzig wies ihr Finger auf ihn hin, und schließlich brachen alle drei in ein schallendes Gelächter aus . . . O, Spanien! Land der Enttäuschungen, in dem alles Märchen ist, sogar der Mut seiner Helden! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das Nürnberger Pfingstwunder von 1828

Von Friedrich Sternthal.

I.

Am 26. Mai, dem Pfingstmontag des Jahres 1828, war die Bevölkerung der alten Stadt Nürnberg bei schönem Maiwetter ausgetreten. Am Hallertörchen ging zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags ein Bürger auf der menschenleeren Straße vor seinem Hause auf und ab. Plötzlich sah er einen jungen Menschen, der in der Art eines Bauernburschen gekleidet war und der wie ein Betrunkener weber Gewalt über seine Füße hatte, noch auch sich aufrecht halten konnte. Der Bürger näherte sich dem Fremden, und dieser hielt ihm einen Brief entgegen mit folgender Aufschrift: „An Titl. Hrn. Wohlgebohrner Rittmeister bei den Eszatonen bei den Schwolische Regiment Nürnberg.“

Der Bürger brachte den sonderbaren Burschen in das Haus des Rittmeisters von der 4. Eskadron des Nürnberger Chevaulegers-Regiments. Der Offizier war nicht zu Hause. Dem Bedienten antwortete der Fremde auf alle Fragen nur mit den Sätzen: „Ne sehtene möcht ich wahn, wie mein Gottä wahn is“ und „Reutä wahn“ und „Woas nit“. Weinend zeigte er auf seine Füße. Man gab ihm Fleisch und Bier. Beides spie er wieder aus mit dem Anzeichen des größten Eises, während ihm ein Stück schwarzes Brot und ein Glas frisches Wasser wohlzuschmecken schienen. Da man nicht wußte, was man mit dem unheimlichen Menschen machen sollte, so brachte man ihn in den Pferdestall, wo er auf des Strohs lant und einschlief.

II.

Der Bursche schlief noch, als der Rittmeister gegen Abend nach Hause kam. Der Offizier ging sofort in den Stall und sah einen breitschultrigen, untersehten Menschen von etwa 16 bis 17 Jahren. Seine Haut war weiß und fein, seine Glieder zart, die Hände von auffallender Schönheit. Der Ausdruck des Gesichtes war gemein, die Mundpartie trat in tierischer Weise hervor. Der Bursche trug einen mit gelber Seide gefütterten, mit rotem Leder besetzten Hut, in dem das halb herausgetragte Bild der Stadt München zu sehen war. Die nackten Füße fielen in zerrissenen, nicht anpassenden Halbstiefeln, die mit Hufeisen und Nägeln beschlagen und mit hohen Absätzen versehen waren. Die Zehen sahen aus den Stiefeln heraus. Der Bursche trug ein grobes Hemd, darüber eine verwaschene rotgeputzte Tuchweste und eine Jacke aus grauem Tuch, um den Hals eine schwarzseidene Binde. Es wurde später festgestellt, daß diese Jacke ursprünglich ein Frack gewesen war, dessen Schöße abgeschnitten waren. Der Fremde hatte abgetragene graue Hosen an, die vielleicht einem Bedienten oder Pferdeknecht gehört hatten. Schließlich trug er ein weißes, rot kariertes Taschentuch bei sich, mit den roten Buchstaben R. H. Man fand später in der Rocktasche einen blau und weiß geklümten Lappen, einen Schlüssel, ein Papier mit etwas Goldband, einen Koleranz und eine Anzahl katholischer geistlicher Schriften, wie sie an Wallfahrtsorten verkauft werden.

III.

Nur mit großer Mühe gelang es dem Rittmeister, den Schlafenden zu wecken. Es war weiter nichts aus ihm herauszubekommen, als die Sätze: „Reutä wahn“ usw. Er überreichte seinen Brief. Da der Offizier nach dessen Lektüre nicht viel klarer sah als vorher, so überließerte er den ungebetenen Gast noch am selben Abend der Polizei. Auf der Wache wußten die Beamten nicht, ob sie es mit einem Schwachsinnigen oder mit einem Schwindler zu tun hatten. Einer der Polizisten kam auf den Gedanken, vor ihm Schreibpapier auszubreiten und Feder und Tinte bereitzustellen. Zum allgemeinen Erstaunen nahm der Bursche die Feder geschickt in die Hand und schrieb mit festen, unfehligen Zügen den Namen: Kaspar Hauser. Dies war das erste Auftreten Kaspar Hausers und somit der öffentliche Anfang des berühmtesten, weil rätselhaftesten Kriminalfalls der Weltgeschichte.

Leider wurden damals aus Reichsinn viele Indizien vernachlässigt, die den Fall vielleicht hätten aufklären können. Immerhin wurde festgestellt — und dies ging zum Teil auch aus dem anonymen Brief an den Rittmeister hervor —, daß Kaspar Hauser im Jahre 1812 geboren und in einem unterirdischen Verließ bis zu seinem Auftreten in Nürnberg eher wie ein Tier als wie ein Mensch gehalten war. Man erfuhr auch, daß er auf offener Landstraße in der Nähe von Nürnberg an jenem Pfingstmontag des Jahres 1828 ausgesetzt wurde. Erst in unferen Tagen ist der Dichterin Clara Rätzla der Nachweis gelungen, daß sich das Verließ im Schloß des Barons du Prel (nahe bei Regensburg) befunden hatte. Im übrigen wissen wir heute noch nicht, wer Kaspar Hauser und wer seine Eltern waren und wie er in dieses Schloß gekommen ist.

IV.

Bald nahm sich der etwas verschrobene Lord Stanhope des Anabens an und ermöglichte ihm eine vorzügliche Erziehung durch den berühmten Pädagogen Daumer in Nürnberg. Der damals größte deutsche Jurist, Anselm von Feuerbach, Schöpfer des bayerischen Strafgesetzbuches und damaliger Gerichtspräsident in Ansbach, erhob öffentlich Klage gegen Unbekannt wegen Verbrechen der widerrechtlichen Gefangenhaltung und wegen Verbrechen der Aussetzung.

Es ist hier nicht der Ort, von der weiteren Entwicklung Kaspar Hausers zu sprechen. Schon im Jahre 1829 tauchte das Gerücht auf, er sei der angeblich kurz nach der Geburt verstorbene Sohn des Großherzogs Karl von Baden (1811–1818) und der Großherzogin Stephanie geb. Beauharnais, einer Nichte der französischen Kaiserin Josephine. Feuerbach und Daumer, Lord Stanhope und König Ludwig I. von Bayern sind dieser Ueberzeugung gewesen, später auch Bismarck. Selbstverständlich wurde sie vom badiſchen Fürstenhaus aufs äußerste bekämpft, weil — wenn sie zuträfe — das Thronfolgerrecht der jüngeren, ursprünglich nicht ebenbürtigen Linie dadurch in Frage gestellt worden wäre. Kaum war das Gerücht aufgetaucht, so wurde im Jahre 1829 ein Mordanschlag auf Kaspar Hauser verübt.

Es gibt eine ungeheure Literatur über ihn. Ob er wirklich ein badiſcher Prinzensohn war, ist heute noch so umstritten wie vor 100 Jahren. Denn es sprechen genau so viel Indizien dafür wie dagegen.

Kaspar Hausers Dasein ist von tragischen Ereignissen umgeben. Gegen seinen Erzieher Daumer wurden wiederholt Attentate verübt. Im Mai 1833 starb Feuerbach plötzlich. Seine Familie war fest überzeugt, er sei vergiftet worden wegen seines Eintretens für Kaspar Hauser. Schließlich wurde dieser selbst im Dezember 1833 auf einem Spaziergang in Ansbach von einem Unbekannten erschossen, nur 21 Jahre alt.

Die einzige Stelle in Deutschland, die Auskunft geben könnte, wer eigentlich Kaspar Hauser gewesen, ist das Münchener Staatsarchiv. Dort lagern die Geheimakten über diesen Fall. Sie sind bis auf den heutigen Tag nicht veröffentlicht worden.

Unerwartetes Glück.

Von Jean Barrenre.

Ein Mann kann vielleicht durch die Wolken hindurch in den Himmel sehen, das Gewand Gottes erblicken, er kann vielleicht sämtliche Sterne bezwingen und das Univerſum durchqueren, — nte aber wird er begreifen, was in der Seele seiner Frau vor sich geht.

Das ist die Geschichte eines Mannes, der seit dem Tage, da sie ihm passierte, nie mehr aufgehört hat, sich zu wundern. „Wenn du reich geworden bist, will ich dich heiraten“, hatte die Frau, die er liebte, zu ihm gesagt.

„Gut“, antwortete er. Drei Wochen später war er reisefertig. Er wollte in die Welt hinaus, sein Glück zu machen. Ihr Abschied war herzerreißend. Das liebende Weib warf sich ihm an die Brust und schluchzte:

„Ich liebe dich, du bist der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der für mich in Frage kommt. Immer werden meine Gedanken bei dir sein. Kehrst du nicht zurück, sterbe ich.“

Der Mann strahlte bei ihren Worten, und trotzdem er ebenso verzweifelt war wie sie, lächelte er seine treue Geliebte fröhlich an. Für solch eine Frau könnte man wohl noch Kälte, Hunger und Durst ertragen!

Der junge Mann zog in die Welt, um Reichthümer zu sammeln. Er erlitt alle Qualen des Hungers, der Kälte und der Heimatlosigkeit. Das dauerte aber nicht lange. Er gehörte zu den Auserwählten, die Glück haben und schon nach drei Monaten fand er das begehrte Geld. Nach sechs Monaten bereits konnte er als ein Pamphylos des Glückes und reicher Mann die Heimreise antreten.

Er stürzte in das Haus der Frau, die er liebte. Freudenstrahlend stand er in ihrem Zimmer.

„Da bin ich wieder!“ rief er begeistert und streckte seine Arme nach ihr aus. Aber niemand stürzte ihm entgegen.

„Hier bin ich!“ wiederholte er etwas gedämpft.

„Ach!“ Kübler, als die kälteste Polarnacht kam ihre Antwort. Sie blieb ihm gegenüber sitzen und rührte sich nicht.

„Ja — das sehe ich.“

„Ich bin gekommen, um mich mit dir zu verheiraten“, sagte er ganz ruhig und sachlich. „Ich bin reich geworden.“

„Du hast also Glück gehabt?“ sagte die entzückende Person scharf. „Ich bin nicht reich! Das Gehalt eines Bankassistenten ist sehr bescheiden. Ach — wie ist es doch ungerecht, daß die Arbeit eines gewissenhaften und zuverlässigen Mannes so schlecht belohnt wird.“

„Ja — von wem sprichst du denn eigentlich?“ fragte der erfolgreiche, junge Mann.

„Von meinem Mann. Ich bin verheiratet.“

„Schon?“ sagte er und ließ sich schwer in einen Sessel fallen.

„Ach, willst du mir etwa Vorwürfe machen? Ich dachte, es würde mindestens zehn Jahre dauern, bis du reich würdest. Wolltest du allen Ernstes von mir verlangen, daß ich mein Leben damit verbringen sollte, zu warten?“

Wie gebannt saßen die beiden. Keiner sprach ein Wort.

„Aber“, sagte er — — — „aber.“

Dann schloß er den Mund ganz automatisch und hörte nur zu, was die Frau, die er geliebt hatte, noch zu berichten für nötig fand. Er verstand allerdings kein Wort davon und würde es auch nie verstehen.

„Hätte ich dir mein ganzes Leben opfern sollen? Wie konnte ich ahnen, daß du so erfolgreich sein würdest? Warum bist du denn jetzt schon eigentlich zurückgekehrt? Glaubst du vielleicht, daß es erheiternd für mich ist, mich mit einem armen und unbedeutenden Mann verheiratet zu haben, wenn ich andererseits hätte einen Millionär haben können, wenn ich das vorher gewußt hätte. Aber — darf ich fragen, seit wann kann man denn eigentlich so schnell reich werden? Ich dachte, das täte man nur in Romanen! Hier laufen die Menschen herum und schänden sich von morgens bis abends, ohne auch nur ein Fehntel von dem zu verdienen, was du in wenigen Monaten errafft hast! — Ich finde, das ist direkt gemein, du hast dich einfach lumpig benommen! — Ach — ich bin das unglücklichste Geschöpf der Erde.“

(Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.)

Gedenktage.

24. Mai. Zum Todestag der Droste. Im ganzen Bereich der älteren Lyrik, ja der deutschen Dichtung überhaupt, steht nur der Name einer einzigen Frau, deren Werk sich neben die großen Schöpfungen der Dichter stellen darf, und von deren Geschichten die besten Stücke heute noch lebendig sind: Annette von Droste-Hülshoff. Jeder kennt heute Gedichte von ihr oder den prachtvollen epischen Versuch „Die Judenbuche“. Aber als 1837 die erste Sammlung ihrer Gedichte erschien, wurden nicht mehr als — 41 Exemplare verkauft! — Annette von Droste ist am 10. Januar 1797 auf dem Familienitz Hülshoff bei Münster geboren. Wissenschaftliche Studien im gemeinsamen Unterricht mit ihren Brüdern und auf der anderen Seite eine große Liebe zur Natur ergaben die Grundlagen für ihre Dichtungen, in denen sich zunächst die fromme katholische Seele bekundete: „Das geistliche Jahr“. Starke neue Antriebe erhielt aber ihre Lyrik durch die Liebe der Vierzigjährigen zu dem sehr viel jüngeren Levin Schüding und durch die Entfernung von ihrer westfälischen Heimat. 1841 nämlich siedelte sie nach Meersburg am Bodensee über, wo ihre Schwester mit dem Germanisten Joseph von Laßberg verheiratet war, und gleichzeitig wußte sie es einzurichten, daß Schüding mit der Ordnung der Laßbergischen Bibliothek beauftragt wurde. Hier nun fängt sie mit hinreißender Leidenschaft von ihrer Liebe, singt sehnsuchtsvoll von der Heide ihres Westfalenlandes. 1842 lehrte sie in die Heimat zurück, Schüding löste sich von ihr, ja er verlegte die alte Freundin schwer durch die Schilderung des westfälischen Adels in dem Roman „Die Ritterbürtigen“ (1846). Noch einmal fuhr Annette nach dem Schauplatz ihres höchsten Glückes und starb dann auch auf Schloß Meersburg am 24. Mai 1848. Schüding, der nie aufgehört hatte, sie zu verehren, veranstaltete die erste Gesamtausgabe ihrer Schriften. Später erschienen auch ihre Briefe, und diese, ebenso wie ihre Dichtungen, zeigen uns eine tapfere deutsche katholische Frau.

25. Mai. Der Dichter der letzten Tage von Pompeji. Am 25. Mai jährt sich zum 125. Mal der Geburtstag des englischen Schriftstellers Edward George Carl Lytton-Bulwer, der in Deutschland unter dem Namen Edward Bulwer bekannt geworden ist, und dessen Ruhm in Deutschland sich ausschließlich auf seinen Roman „Die letzten Tage von Pompeji“ gründet. Er war in London geboren, machte große Reisen, war in den Jahren 1832 bis 1841 und dann wieder 1852 bis 1866 Mitglied des Unterhauses, wurde 1858 Kolonialminister und 1866 als Baron Lytton of Knebworth Peer. Er schrieb zahlreiche Romane, hatte mit literarisch nicht weiter belangvollen Dramen Erfolg auf der Bühne und veröffentlichte auch einige wissenschaftliche Schriften. Er starb am 18. Januar 1873 in Torquay. Im ganzen traf wohl Hebbel das Richtige, wenn er im Jahre 1841 in sein Tagebuch nach der Lektüre von einigen Romanen Bulwers schrieb: „Bulwer ist kein Mann von Genie, aber ein Mann von umfassender Bildung, scharfem Verstande und populärem Geist. Sein „Ernest Maltravers“ (ein Roman) fängt äußerst interessant an, ungefähr wie Kleists Toni; nur daß der Mann von Verstand den Faden da fallen läßt, wo ihn der Mann von Genie gerade aufgenommen haben würde.“

Zum Kopferbrechen.

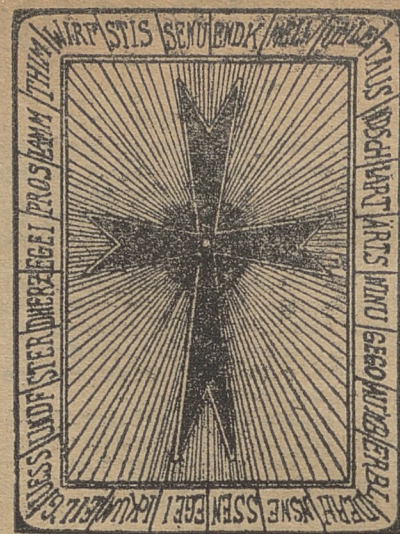
Silbernrätsel.

al — ber — chai — clau — dan — de — de — de — deich — der — di — di — drei — e — e — en — er — fant — gau — gau — ge — gel — gue — in — irr — is — kar — ke — kij — king — klaf — ku — la — lan — le — li — lon — lu — nan — ne — nen — ner — nie — nie — nietz — nig — ohr — pten — rad — ro — ren — ri — ring — san — sche — se — sel — stun — tar — ter — ther — tum — ur — us — wols — zehn

Aus vorstehenden 66 Silben bilde man 27 Wörter, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, den Anfang eines Gedichts ergeben.

1. Münze. 2. Reich in Asien. 3. Philosoph. 4. Betrüger. 5. Zeitmaß. 6. Geistesblitz. 7. Reformator. 8. Schmuckstück. 9. Dichter. 10. Geschoß. 11. Dickhäuter. 12. Stadt in China. 13. Altes Raummaß. 14. Falsche Meinung. 15. Europäischer Staat. 16. Berg im Himalaja. 17. Planet. 18. Körperstück. 19. Wagenteil. 20. Gefäß. 21. Sportart. 22. Liegegestoß. 23. Zahlwort. 24. Russischer Staatsmann. 25. Wild. 26. Farbe. 27. Teil der Kirche. (ch, ll, pf u. st = je ein Buchstabe.)

Problem.



(Durch Ueberspringen einer bestimmten Anzahl von Feldern erhält man einen Spruch.)

Höflingsprung.

ll-	den	hauch	ll-	me	schwel-	blu-	pfing-
ten	rau-	che	ten-	men-	ge	at-	ble
nen	fröh-	sa-	der	se-	wär-	ten	gen
sch-	welt	fer-			ich	schnee	de
du	ber-	de			see	gi-	seit
und	fen	e	die	strauch	von	ten-	den
ge	wald	und	träu-	flim-	der	E.	bis-
baum	breit	im	und	G.	fen	mern-	wa!

Besuchstartenrätsel.

Fr. Gene Sipfin

Höchst

Was spricht diese Dame?

Auflösung Nr. 20.

Kreuzworträtsel: Sentr.: 1. Pate. 2. Aue. 3. Fidor. 4. Sedan. 5. Agave. 6. Delfta. 7. Gms. 8. Rain. 9. Babel. 12. Irene. 19. Stein. 21. Komma. 22. Meter. 24. Ill. 25. Cos. 27. Dur. 28. Lei. 32. Etage. 33. Edison. 34. Kamera. 35. Seume. 37. Raute. 38. Memel. 40. Main. 43. Bode. 45. Udo. 47. Rot. **Wagr.:** 1. Paris. 5. Adler. 9. Gau. 10. Serge. 11. Mat. 13. Ate. 14. Ideal. 15. Sir. 16. Be. 17. Ida. 18. via. 20. Dntel. 23. Viter. 26. Wdese. 29. Leo. 30. Amt. 31. Ute. 32. Elise. 34. Kreis. 38. Drama. 39. am. 41. Mia. 42. Emu. 44. Gau. 46. Summe. 47. Rom. 48. Fib. 49. Otter. 50. Ode. 51. Nonne. 52. Laute.

Arithmetische Scherzaufgabe: (Alt-a) + (Ferien-Fee) + (Daube-au) + (Pregel-Peel) = Strindberg (gestorben am 14. 5. 1912).

Magisches Quadrat:

I	L	L	E	R
L	I	E	B	E
L	E	B	E	N
E	B	E	R	T
R	E	N	T	E

Zitatnrätsel: „Nur wenn sie reif ist, fällt des Schiffsals Frucht.“ (Schiller.)

Veränderlich: Mai — Maid — Mais — Main.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Pognau.